



Als Hans die junge und schöne Stiefmutter seines Schulfreunds Hellmut Quandt kennenlernt, ahnt er noch nicht, welche Rolle Magda in seinem Leben spielen wird, für ihn persönlich, aber auch Jahre später als fanatische Nationalsozialistin und Vorzeigemutter des »Dritten Reichs«. Noch ist die Weimarer Republik im Aufbruch und Hans so heftig wie hoffnungslos in Hellmut verliebt. Doch nach einem Unglücksfall beginnen Hans und Magda eine Affäre, von der sie sich Trost und Vorteile versprechen: Sie will aus ihrer Ehe ausbrechen, er seine Homosexualität verbergen. Erst als Magda Joseph Goebbels kennenlernt und der NSDAP beitrifft, kommt es zwischen Hans und ihr zum Bruch. Während Magda mit ihren Kindern bald in der Wochenschau auftritt, gerät Hans zunehmend in Gefahr.

Ein Roman, der über zwanzig Jahre den Weg zweier Menschen und eines Landes erzählt, der nicht unausweichlich war.

NORA BOSSONG, geboren 1982 in Bremen, schreibt Lyrik, Romane und Essays, für die sie mehrfach ausgezeichnet wurde, zuletzt mit dem Joseph-Breitbach-Preis, dem Thomas-Mann-Preis und dem Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis. Zuletzt erschien ihr Titel *Schutzzone* bei der Büchergilde. Nora Bossong lebt in Berlin.

NOBA

BOSSONG

REICHS
KANZLER
PLATZ

Roman

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung der Suhrkamp Verlag AG, Berlin

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin 2024

Alle Rechte vorbehalten.

Die Suhrkamp Verlag AG behält sich auch eine Nutzung des Werks
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

1. Auflage 2024

Einbandgestaltung: Moni Port, Frankfurt am Main

Herstellung: Nicole Duplois, Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Einbandmaterial und Vorsatzpapier:

Wibalin von Winter & Company, Eimeldingen

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7595-3

buechergilde.de

REICHS
KANZLER
PLATZ

*Was Ihr seid – das waren wir
Was wir sind – das werdet Ihr*

Schriftzug beim Friedhof Pritzwalk

1919—1927
MADAME QUANDT

I

Lange hatte ich keine Vorstellung vom Tod. Die Geschichten, die meine Eltern mir als Kind erzählten von Wolken und Engeln und Flammen und Teufeln, blieben mir so fern, dass ich nicht einmal Angst davor hatte. Vielleicht, weil meine Großeltern schon vor meiner Geburt gestorben waren, konnte ich die Bedeutung dieses vollkommenen Verlusts einfach nicht verstehen, und dass mein Vater am Ende meines ersten Schuljahrs einige Tage lang nur noch zart mit dem Leben verbunden gewesen war, hatte meine Mutter gewissenhaft vor mir verborgen.

Auch das, woran ich heute denke, ist wohl nicht mehr als eine Hilfskonstruktion. Ich denke an Hellmuts Mutter. Sie starb kurz nach dem Krieg an der Spanischen Grippe, und ich habe sie nie kennengelernt. Hellmut kam erst einige Monate später in unsere Klasse, blass und schmal, als sei er selbst erkrankt. Der Tod seiner Mutter war das Erste, was wir über ihn wussten, das Zweite war, dass sein Vater ein großes Unternehmen führte, und in der Pause wurden wir von unserem Lehrer geschickt, ihm unser Beileid auszusprechen, man wusste nicht so recht ob für das eine oder das andere.

Meiner Mutter imponierte der Name der Familie, obwohl mein Vater meinte, im Generalstab habe noch nie jemand von einem Quandt gehört. Sie drängte mich, auch einen Kondolenzbrief zu schreiben, aber auf dem Papier fand ich keine passenden Worte. Hellmuts Mutter war ja nicht fürs Vaterland gestorben, wie einige Väter, die aus dem Krieg nicht zurückgekommen waren, ihr Tod ergab

überhaupt keinen Sinn. Das schrieb ich und zerriss das Blatt wieder, es klang wie ein Vorwurf.

Ich zeigte Mutter den zugeklebten und adressierten Umschlag mit dem schwarzen Trauerrand, und sie schickte mich mit fünfzehn Pfennig fürs Porto los. Draußen warf ich den leeren Umschlag in einen Mülleimer. Vom Geld wollte ich eine Rippe Schokolade kaufen, zögerte aber und ließ es später einem der Kriegsinvaliden in seinen Blechtopf fallen. Ich dachte, so käme ich vielleicht mit dem Gewissen davon.

Trotzdem vermied ich es, mit Hellmut allein zu sein. In der Turnumkleide gehörten wir beide zu den Langsamsten. Waren nur noch drei oder vier Jungen in dem nach Talkumpuder und Kinderschweiß müffelnden Raum, dachte ich, die anderen könnten mich mit Hellmut zurücklassen. Sagte ich dann nichts, wäre es, als würde ich mein eigenes Versäumnis gutheißen; sagte ich etwas, erinnerte ich Hellmut wieder an den Verlust seiner Mutter. Je länger die Zeit der Kondolenz vorbei war, bald sechs Monate, dann schon mehr als ein Jahr, desto peinlicher wurde es. Ich verließ die Umkleide meist mit offenen Schnürsenkeln.

Dann kam die Woche nach den Osterferien, Hellmuts Ankunft am Arndt-Gymnasium jährte sich zum zweiten Mal, und obwohl ich erst zwölf war und von Politik nichts verstand, spürte ich die Hitzigkeit auf dem Schulhof. Kurz vor den Feiertagen hatten die Kommunisten mit Schusswaffen und Sprengstoffanschlägen einen Umsturz versucht. Reichspräsident Friedrich Ebert hatte den Ausnahmezustand verhängt, und fast zweihundert Menschen waren bei den Unruhen erschossen worden. Ich dachte wieder an den Tod und wie absurd und endgültig er sein musste.

Als Hellmut sich im Unterricht zu mir umdrehte, fühlte ich mich unwohl. Ich riss ein Blatt Papier aus meinem Heft und schrieb den Kondolenzbrief. Es ging mit einem Mal ganz leicht. Ich schrieb, dass ich ihm schon lange hatte schreiben wollen, aber nicht die richtigen Worte gefunden hätte. Ich schrieb, dass es die richtigen Worte vielleicht gar nicht gäbe, er aber dennoch wissen solle, dass mir seine Trauer nicht egal gewesen sei. Ich hätte sie ihm gern etwas leichter gemacht und zugleich gewusst, dass das nicht ging.

In der Pause ging ich auf ihn zu. Er sprach mit zwei Jungen aus einer höheren Klasse, die wie er unter der Woche als Internatsschüler im Haus Wettin wohnten, und sah sich nur unwillig zu mir um. Ich sagte, es täte mir leid, und reichte ihm den Zettel.

Natürlich verstand er nicht, was ich meinte, es war ja schon so lange her. Die beiden Älteren feixten, und meine Ohren liefen heiß an. Dann, wie um mich zu retten, klarte sich Hellmuts Gesicht auf, und er versicherte mir, es sei nicht so schlimm, sie wären schließlich im Skiurlaub gewesen, und wir könnten an einem anderen Tag den Lernstoff nachholen. Er wandte sich wieder ab, ich aber blieb hinter ihm stehen und sagte halblaut: Morgen?

Nein, Sonntag, gab er zurück, und wohl nur, um mich loszuwerden, fügte er hinzu: Da bin ich zu Hause.

II

Später habe ich mich gefragt, warum er die Verabredung nicht einfach zwischen zwei Unterrichtsstunden wieder auflöste. Vielleicht hielt er es für abwegig, dass ich wirklich vor der Villa seines Vaters stehen könnte. Damals dachte ich darüber nicht nach, sondern berichtete meiner Mutter davon wie von einer guten Note. Sie legte mir meinen besten Anzug raus und gab mir Geld für Blumen. Aber keine Rosen, schärfte sie mir ein, und am Sonntag überreichte ich Hellmuts Stiefmutter einen Nelkenstrauß. Ich wusste noch nicht, dass sie als Kommunistenblumen galten, und seine Stiefmutter ließ sich nichts anmerken. Mir fielen ihre großen, kühlen Augen auf, und ihr Gesicht erinnerte mich an die Marmormadonna, die ich auf einer Florenzreise mit meinen Eltern gesehen hatte.

Weil sie so gut Französisch sprach, nannte Hellmut sie Madame Quandt. Mutter werde ich nicht zu ihr sagen, damit du es weißt. Mir schien Mademoiselle passender, aber das ging natürlich nicht, schließlich war sie verheiratet, und auch noch mit dem Herrn des Hauses. Vor drei Monaten hatte die Hochzeit stattgefunden. Sie war keine sieben Jahre älter als Hellmut. Im November würde sie zwanzig werden; wir hatten April.

Hellmut führte mich in seinem Zimmer an den Regalen vorbei, in denen sein Spielzeug wie in einem Kaufhaus ausgestellt war. Kaum etwas sah benutzt aus. Er sei jetzt natürlich zu alt dafür, erklärte er und nahm eines der Modellautos herunter. Aber wir könnten hinausgehen und die Autos im See versenken. Das würde Madame Quandt ver-

legen machen, weil sie nicht wusste, ob sie ihn ausschimpfen dürfe.

Ich folgte ihm gehorsam und zerschlug den Romanorennwagen auf dem Parkweg. Die Felge splitterte, und ein Gummirad rollte in den Rasen. Als ich aufblickte, bemerkte ich, dass der April hier bereits wie Frühsommer aussah. Die Bäume blühten violett und purpur, und die Rabatten waren mit sternblättrigem Blau überzogen. Dahinter, auf dem sandigen Babelsberger Grund, stand die Villa mit ihren zahllosen Fenstern und Dachvorsprüngen, sauber, leblos und monströs.

Mein Brief sei seltsam gewesen, sagte Hellmut und trat nach dem Romanowagen. Eigentlich kitschig. Ich sah auf die Rauten der Wegplatten und wollte mich entschuldigen, aber Hellmut fuhr fort: So sei man nicht in Kondolenzbriefen. So ehrlich. Da logen die Leute vor lauter Hilflosigkeit noch mehr als sonst. Vielleicht, fügte er hinzu, habe es ihm gefallen, aber sicher sei er sich nicht.

Am Ufer zeigte er mir, wie man mit einem Käscher nach Fröschen jagte. Mit einer schnellen Bewegung aus den Schultern ließ er das Netz ins Wasser dippen. Ein Frosch blieb zappelnd hängen, und Hellmut hielt ihn mir vors Gesicht. Das Tier spreizte seine schlangenhaften Beine und glotzte mich an. Ich fand hübsch, wie Hellmut lachte, auch wenn vielleicht etwas Böses darin lag. Dann verlor er das Interesse an dem Tier, warf es ins Gebüsch und stocherte mit dem Stiel des Käschers im Froschlaich, bis die kleinen Blasen über den See trieben.

Weißt du, wie sie früher hieß?, fragte er unvermittelt, und ich kann nicht mehr sagen, woher ich den Namen kannte, aber ich antwortete: Ich dachte, Ritschel.

Hellmut lachte, wie er über den Frosch gelacht hatte.

Davor, sagte er.

Ich verstand nicht, was er meinte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Madame Quandt schon einmal verheiratet gewesen und bereits Witwe war. Natürlich war durch den Krieg vieles möglich, Madame Quandt konnte mit siebzehn die Nachricht erhalten haben, dass ihr Mann gefallen war, aber es passte nicht zu meinem flüchtigen Bild von ihr, das mir rein und schwebend erschien wie das der Jungfrau Maria.

Davor hieß sie Friedländer, sagte Hellmut.

Ist sie Jüdin?, fragte ich.

Ihr Stiefvater ist Jude, und einen besseren Namen hat sie nicht abbekommen. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: Wir haben nichts gegen Juden, aber in der eigenen Familie muss es ja nicht sein. Die Leute reden. Und wir müssen eben immer auch an die Geschäfte denken.

Er sah in diesem Moment älter aus, wie ein kleiner Erwachsener, und ich stellte mir vor, wie er mit Zigarre und Cognacschwenker in einem Chesterfield-Sessel saß und mit der Glut aufs Fenster wies. Jahre später, als ich von Quandts Übernahme der deutschen Waffen- und Munitionsfabrik hörte und dann auch vom Bau der Baracken auf dem Betriebsgelände der AFA, habe ich wieder an dieses Bild von Hellmut mit Zigarre denken müssen, und ich habe mich gefragt, ob er es wohl anders gemacht hätte als sein Vater und sein Bruder.

Er erzählte noch etwas von Madame Quandt, dass sie in einem katholischen Internat aufgewachsen war, bei Nonnen, die sie von morgens bis abends hatten knien und beten lassen, und dass sie mittlerweile protestantisch war wie

alle in der Familie Quandt. Sie wechselt so oft ihren Namen und ihren Glauben, sagte Hellmut, was weiß ich, was sie in Wirklichkeit ist. Vermutlich kann sie das nicht mal selbst sagen. Weißt du, sagte er leise, Mama hätte gemerkt, dass Madame Quandt auch unseren Namen nur wie eine Maske trägt.

III

Aufgewachsen bin ich in einer heilen Welt. Das zumindest habe ich während meiner Kindheit geglaubt. Sie erstreckte sich auf 230 Quadratmetern, die vom Geruch frischen Kakaos und alten Flieders durchflutet und nach oben hin von Stuck begrenzt waren. Meine Mutter liebte französische Romane und mein Vater das Knistern des Plattenspielers. Den meisten meiner Klassenkameraden hatten die Kriegsnachrichten die Väter ersetzt, und selbst als später einige dieser Väter zurückkehrten, füllten sie die Familien nicht mehr auf. Außer in den wenigen Wochen zum Ende meines ersten Schuljahrs hatte mir nie jemand gefehlt.

Überall in der Wohnung fanden sich Fotografien von Vater in Offiziersuniform, und manchmal dachte ich, dass sie nicht das Abbild von Vater wären, sondern Vater das Abbild der Fotografien. Über dem Ehebett meiner Eltern hing ein Porträt von Wilhelm II. mit Pickelhaube und im Salon ein Foto meiner Großeltern, das letzte Zeichen der vorangegangenen Generation. Das Sepia war schon so vergilbt, dass ich nur noch den dunkelhaarigen Dackel in der Mitte des Bildes gut erkennen konnte. Er hieß Waldemar und gehörte wie alles auf dieser Aufnahme bereits der Geisterwelt an.

Auf dem Boden des Berliner Zimmers erwachte er zu neuem Leben, denn meine Eltern hatten mir zum fünften Geburtstag einen Stoffhund geschenkt, der lange Jahre nicht von meiner Seite wich. Das Berliner Zimmer war Annies Reich, und es besaß nur ein einziges, kleines Fenster. Selbst im Sommer brannte elektrisches Licht, unter dem unsere

Zugehfrau summend bügelte und nähte und sich von mir mit den Holzschienen meiner Eisenbahn einzäunen ließ. Aus ihren Stoffresten baute ich Waldemar ein Körbchen und las ihm aus meinen Kinderbüchern vor, was ich, als ich das Alphabet noch nicht vollständig beherrschte, halb aus meiner Erinnerung, halb aus meiner Fantasie heraus tat. Neben dem Zimmer stand eine Kammer leer, in der ich Fundstücke für Waldemar hortete, was auch immer er mit Paketschnur, Eicheln, einer zerbrochenen Wäscheklammer anfangen sollte. Niemand sagte mir, dass die Kammer eigentlich für mein Geschwister gedacht war, das nie auf die Welt gekommen ist.

Abends erkundigte Vater sich nach meinen Spielen mit einem Ernst, als nähme er sie ebenso wichtig wie die Arbeit an seinem Schreibtisch, und erst später habe ich verstanden, dass auch sie nichts anderes als Kinderspiele eines Erwachsenen war. Morgens um acht Uhr bezog er seinen Platz hinter dem gewaltigen Kirschholzschreibtisch seines Arbeitszimmers. Dort thronte er neun Stunden und studierte Zeitungen, Schachpartien, historische Schlachtpläne, nur unterbrochen von den Mahlzeiten, um zwölf Uhr Mittagessen, um halb vier Tee mit Bisquit. Vater liebte die Pünktlichkeit, denn sie war alles, was ihm von seiner militärischen Laufbahn geblieben war. Draußen wütete der Weltkrieg, und hier drinnen spielten zwei Jungen einen Alltagsnach, der nicht mehr oder noch nicht ihrer war.

Vaters eigentliches Leben hatte vor meiner Geburt stattgefunden, und es schien mir so geheimnisvoll und aufregend wie die Abenteuer in den Heftchenromanen, die ich meinen Eltern hin und wieder abtrotzte. Es spielte im Jahr 1900, und es gab darin Boxer und eine Kaiserinwitwe na-

mens Cixi, die ich mir von Seidenbahnen wie von einem Kokon umschlossen vorstellte, während die Boxer vor meinem inneren Auge wie eine Armee aus unzähligen Jack Johnsons in den Ring stiegen, um Weltmeisterschaft nach Weltmeisterschaft zu gewinnen.

Vater hatte damals das deutsche Kaiserreich in China verteidigt, und das hatte ihn zwei Finger der rechten Hand gekostet. Mutter liebte es nicht, wenn er von dieser Zeit erzählte, bestimmt, dachte ich, weil sie damals noch keinen Anteil an seiner Geschichte hatte und es jemand anderes an seiner Seite gegeben haben musste, ich kannte nicht einmal einen Namen.

Auch ich wollte General oder wenigstens Boxer werden, doch meine Eltern hielten nichts davon. An einem März-morgen im Jahr 1915, an dem Vater in einem Lazarettbett an sich heruntergesehen und die Vögel draußen dazu zwitschern gehört hatte, war mein Schicksal besiegelt worden. Ich sollte Diplomat werden, und deshalb fuhren wir im Sommer nach Nizza, Lausanne oder Florenz, wo meine Eltern mich mit der Schönheit gotischer Kirchenfassaden und der Weite des Mittelmeers vertraut machten und später, als ich aufs Gymnasium ging, ein Privatlehrer mich in Französisch und Italienisch unterrichtete. Meine Eltern warteten in Cafés auf mich, umgeben von Springbrunnen, Karyatiden und eleganten Kellnern, bis ich ihnen am Nachmittag meine Fortschritte Wort für Wort berichtete. Sogar das Porträt des Kaisers wich einer Vedutenmalerei des Ponte Vecchio, kurz nach der Abdankung des Monarchen.

Englisch sollte ich ebenfalls lernen, aber Vaters Rheuma verhinderte einen längeren Aufenthalt auf den Britischen Inseln, obwohl ich glaube, dass es in Wahrheit an Mutter

lag, die nicht auch noch den Sommer im Regen verbringen wollte. Überhaupt diente Vater ihr häufig als Vorwand. Wenn sie eine Einladung von Bekannten, deren Einfallslosigkeit und zähe Abendgestaltung sie tagelang beklagte, schließlich mit Verweis auf Vaters Gesundheit absagte, schwang doch ein leiser Vorwurf mit, und Vater spielte folgsam die Rolle des schuldigen Kranken, galt ihm ja Gehorsam ohnehin als die oberste Tugend.

Einmal trafen wir auf einem Spaziergang Vaters früheren Adjutanten Faulberger, der mittlerweile Major im neugegründeten Reichswehrministerium war. Sie unterhielten sich über den einstigen Frontverlauf in Frankreich, über Generalfeldmarschall Mackensens Triumph in der Schlacht bei Tannenberg, und Vater erläuterte, was aus seiner Sicht seit dem Versailler Vertrag nötig war. Nach wenigen Sätzen unterbrach Major Faulberger ihn in sanftem Ton.

Mit Verlaub, Herr General, Sie reden von einer anderen Armee. Von der heutigen verstehen Sie nichts mehr.

Vater sah ihn konsterniert an. Mehr, als Sie denken, entgegenete er. Ich habe noch alle Sinne beisammen.

Als wir weitergingen, kamen wir an einem Hoftor vorbei, durch das monoton metallisches Hämmern drang. Vater starrte auf die drei Männer, die rittlings auf einer Kanone saßen und dabei waren, sie zu zerlegen. Er zog eine Miene, von der ich nicht sagen konnte, ob sie bestürzt oder belustigt war. Im nächsten Moment hatte er sich wieder unter Kontrolle und nickte im Takt der Hammerschläge. Das ist schon richtig, erklärte er. Mindestens folgerichtig.

Später, als wir wieder daheim waren, beobachtete ich vom Berliner Zimmer aus, wie er im Flur den Garderobenschrank öffnete. Minutenlang stand er dort reglos vor sei-

ner alten Uniform, dann streckte er die Hand aus und fuhr über die Schulterstücke. Damals schien mir sein Blick leer, heute aber meine ich jene verwunderte Trauer darin zu erkennen, mit der man einem Menschen nachsieht, von dem geliebt worden zu sein man einmal irrtümlich geglaubt hat. Als Schritte im Salon zu hören waren, schloss er die Tür schnell und lautlos und stützte sich mit den Fäusten auf die Anrichte. Im Salon schlug die Pendeluhr sechs Mal, und ich dachte zum ersten Mal, wie stickig und still es bei uns doch war.